

Gasthof zur Krone, Hittisau, 22. Oktober 2010: Das Handwerk des Lesens

„Ein wunderbares Werkzeug ist die menschliche Hand.“

Dieser Satz war das wichtigste Thema bei meinem Deutsch-Abitur in München im Juni 1961.

„Ein wunderbares Werkzeug ist die menschliche Hand.“

Dieser Satz geht auf Aristoteles zurück, der (in seiner Schrift *Über die Seele*) die Hand mit der Seele und dem Geist verglichen hat: „*Die Seele ist wie die Hand: Denn die Hand ist das Werkzeug der Werkzeuge; wie der Geist die Form der Formen.*“

Wenn ich heute im Gasthof zur Krone in Hittisau im Bregenzer Wald über „Das Handwerk des Lesens“ sprechen darf, tue ich das mit drei Gefühlen: mit Bewunderung, Dankbarkeit, aber auch Unsicherheit. Ich bewundere diesen Gasthof, der von den besten Handwerkern der Gegend so wunderbar renoviert wurde, daß das Alte ganz frisch und modern auf uns wirkt. Ich danke Herrn und Frau Nussbaumer für die Ehre, bei einem der unter Kennern berühmten literarisch-künstlerischen Abende in der Krone sprechen zu dürfen. Und ich bin zugleich ein wenig unsicher, ob ich dem Anspruch dieser Reihe genügen kann. Denn es ist ein großer Unterschied, ob man vor 25 Schülerinnen und Schülern auftritt oder vor 50 erwachsenen Kennern und Könnern, noch dazu zum Thema „*Das Handwerk des Lesens*“. Ich versuche das in drei Schritten:

1. Inwiefern ist das Lesen ein Handwerk?

**2. Ein November-Gedicht von Friedrich Nietzsche, ein Dezember-Gedicht von Georg Trakl:
zwei Meisterstücke des Dichterhandwerks**

**3. Das Handwerk des Lesens als Beitrag zum Handwerk des Lebens,
gezeigt an Thomas Hürlimanns Erzählung „Onkel Egon“**

1. Inwiefern ist das Lesen ein Handwerk? Wir lernen das Lesen mit dem Zeigefinger unter der Zeile, mit der Hand blättern wir die Seite um, mit der Hand schreiben wir ab, was wir lesen. Vor allem ist das Lesen etwas Geistig-Künstlerisches wie das Handwerk. Sonst gäbe es nicht im Gehirn große Regionen, die nur für die Handbewegungen und die Feinmotorik zuständig sind. Nicht umsonst hatten die Griechen wie die Römer für Handwerk und Kunst dasselbe Wort: *téchnä* und *ars*, *artis*. Auch muß das Lesen wie ein Handwerk erlernt werden. In der Grundschule sind wir Lehrlinge, später können wir Gesellen werden, vielleicht sogar Meister. Und beim Lesen wie im Handwerk ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Wie sagte Goethe zu Eckermann? „*Die guten Leutchen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziel wäre.*“ (25. Januar 1830)

Was für das Lesenlernen gilt, gilt auch für das Denken- und das Schreibenlernen. Ich zitiere: „*Denken lernen: man hat auf unsern Schulen keinen Begriff mehr davon. Selbst auf den Universitäten ... beginnt [die] Logik als ... Handwerk auszusterben. Man lese deutsche Bücher: nicht mehr die entfernteste Erinnerung daran, daß es zum Denken einer Technik, eines Lehrplans, eines Willens zur Meisterschaft bedarf – daß Denken gelernt sein will, wie Tanzen gelernt sein will, als eine Art Tanzen ... – Die steife Tölpelei der geistigen Gebärde, die plumpe Hand beim Fassen – das ist in dem Grade deutsch, daß man es im Auslande mit dem deutschen Wesen überhaupt verwechselt.*

Der Deutsche hat keine *Finger* für *nuances* ... Tanzen-können mit den Füßen, mit den Begriffen, mit den Worten: habe ich noch zu sagen, daß man es auch mit der *Feder* können muß – daß man *schreiben* lernen muß?“ So Friedrich Nietzsche in seinem letzten philosophischen Werk: *Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert* (1888).¹

**2. Ein November-Gedicht von Friedrich Nietzsche, ein Dezember-Gedicht von Georg Trakl:
zwei Meisterstücke des Dichterhandwerks**

Ein erstes Beispiel für lyrische Meisterschaft: **Friedrich Nietzsches Gedicht „Vereinsamt“**.

¹ In: Werke in drei Bänden. München 1954, Band 2, S. 988f.

Wenn wir ein Gedicht in einem Buch lesen, lesen wir es normalerweise leise. Das bitte ich Sie jetzt zu tun und zu überlegen, welche Heimat der Dichter meint.

Friedrich Nietzsche (1844 – 1900): Vereinsamt (1884) (2)

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein –
Wohl dem, der jetzt noch – Heimat hat!

Nun stehst du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist Du Narr
Vor Winters in die Welt – entflohn?

Flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüstenvogel-Ton! –
Versteck, du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Welt ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
Was du verlorst, macht nirgends halt.

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein. -
Weh dem, der keine Heimat hat!

Das Handwerk des Gedichte-Lesens hat als erste Regel: Lyrik ist nur dann Lyrik, wenn sie erklingt, wenn sie laut gelesen wird. Ein Gedicht leise zu lesen ist fast so wie die Lektüre von Klaviernoten. Ich lese es jetzt also laut bzw. sage es auf, weil es zu den Gedichten gehört, die ich auswendig gelernt habe, um sie immer wieder hören zu können.

Gedichte müssen nicht analysiert werden, an manchen aber kann man zeigen, worin sie meisterhaft sind. Wir bewundern den Klang in Vokalen und Konsonanten, den Reim (wenn es gereimt ist), das Metrum und den Rhythmus, die Verse und die Strophen, den Satzbau, die Bilder und den Gehalt, den man nur schwer in Prosa wiedergeben kann. Hier ist das leichter, denn hier wird etwas erzählt:

Wir befinden uns, stelle ich mir vor, auf einem Feld vor einer deutschen Stadt, zum Beispiel Naumburg, wo Nietzsche seine Jugend verbracht hat und wo seine Mutter bis zu ihrem Tod 1897 lebte. Das Gedicht beginnt mit einem Naturbild: Wir hören Krähen, blicken hinauf und sehen, wie sie im Zickzack zur Stadt fliegen. Warum? Weil Schnee in der Luft liegt, vielleicht kann man ihn sogar riechen. Dann wären in den ersten Versen drei Sinne angesprochen: Gehör, Augen und Nase, und vermutlich fröstelt jetzt auch der Sprechende und fragt sich, warum er nicht auch in der Stadt ist. Denn dort ist Wärme und Heimat:

*Die Krähen schrein / Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein – / Wohl dem, der jetzt noch – Heimat hat!*

Daraus ergibt sich das Selbstgespräch der Strophen 2 bis 5. Es sind Selbstvorwürfe der schärfsten Art. Er schimpft sich zweimal Narr, und als Pastorensohn kennt Nietzsche die Bergpredigt: „*Wer zu seinem Bruder sagt: „Du Narr!“, der ist des höllischen Feuers schuldig.*“ (Mt. 5,22) Warum ist er ein Narr? Weil er vor dem Winter aus der Heimat geflohen ist (Str. 2), in eine Welt voller Wüsten (Str. 3), weil er sich zur „Winter-Wanderschaft verflucht“ hat (Str. 4) und sein heimwehkrankes Herz nur verhöhnt (Str. 5). Und dann die schreckliche Klage: „Weh dem, der keine Heimat hat!“ Noch schärfer kann man sich selbst kaum verurteilen, und diese Schärfe wird noch erhöht durch die Intensität des Klangs und der Bilder. Nietzsche war lang mit Richard Wagner befreundet und teilte mit ihm die Liebe für den Stabreim, die **Alliterationen**, die hier sehr auffällig sind:
Vereinsamt, Flug, entflohn, verlor, verlorst, verflucht, flieg, Wüstenvogel, versteck
oder: *Welt, Wüsten, Winter-Wanderschaft, Wüstenvogel*
oder: *schrein, schwirren, Stadt, schnein, stehst, starr, schaut, schon, stumm, stets, schnarr*

(2) Das Gedicht findet im sog. *Zarathustrasheft* Herbst 1884 – Anfang 1885 als 22. Gedicht.

Das *Metrum* dieses Gedichts ist einzigartig in der deutschen Lyrik-Tradition: Es eigentlich Alexandriner, die in der französischen Tradition, die Nietzsche gut kannte, üblichen sechshebigen Verse, die normalerweise eine Zäsur nach der dritten Hebung haben. Hier aber ist die Zäsur mit dem Reim nach der zweiten Hebung gesetzt, wodurch eine besondere Unruhe entsteht. Dieser Wechsel von zweihebigen und vierhebigen Versen paßt zu den Vorwürfen, die der Sprechende sich macht:

*Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist Du Narr
Vor Winters in die Welt – entflohn?*

Wir wollen hier nicht Schmetterlingsflügel büsten und zu viel analysieren, aber eine Frage bleibt noch: Um welche Heimat geht es? „*Wer das verlor, was du verlorst*“ – was ist hier gemeint? Wenn wir den Krähen nachblicken und die Stadt sehen, was sehen wir dann vor allem? Die Stadtmauer und Kirchtürme! Nietzsches Vater war Pastor, Nietzsche begann 1864 in Bonn Philologie und Theologie zu studieren, wandte sich dann aber von der Theologie. 1884, als dieses Gedicht entstand, hatte er gerade seinen „*Zarathustra*“ vollendet, mit der zentralen Botschaft: „*Gott ist tot*“. Das Gedicht „*Vereinsamt*“ trug ursprünglich den Titel „*Der Freigeist*“. Das ist deutlich. Ein Freigeist zeichnet sich dadurch aus, daß er den kirchlichen Glauben hinter sich gelassen hat – Freigeist ist auch ein positives Wort für „*Atheist*“. So gesehen ist dieses Gedicht ein trotzige Klage eines philosophischen und religiösen Einzelgängers:

Vereinsamt

Die Krähen schreien
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein –
Wohl dem, der jetzt noch – Heimat hat!

Nun stehst du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist Du Narr
Vor Winters in die Welt – entflohn?

Flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüstenvogel-Ton! –
Versteck, du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Welt ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
Was du verlorst, macht nirgends halt.

Die Krähen schreien
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein. -
Weh dem, der keine Heimat hat! (3)

(3) Nietzsche hat selbst eine Antwort zu diesem Gedicht geschrieben und sich noch einmal kritisiert, indem er sich seine Zweifel an seinen Zweifeln höhnisch vorwirft: **Antwort**

*Daß Gott erbarm!
Der meint, ich sehnte mich zurück
In's deutsche Warm,
In's dumpfe deutsche Stuben-Glück!*

*Mein Freund, was hier
Mich hemmt und hält ist dein Verstand,
Mitleid mit dir! Mitleid
mit deutschem Quer-Verstand!*

1887, ein Jahr, bevor Nietzsche in Turin wahnsinnig wurde, wurde in Salzburg **Georg Trakl** geboren, der als Lyriker, was die deutsche Literatur betrifft, vor allem von Friedrich Hölderlin, aber auch von Friedrich Nietzsche beeinflusst wurde. Von ihm möchte ich ein Dezember-Gedicht vorstellen, das zu den wenigen hoffnungsvollen Gedichten von Georg Trakl gehört.

In einer ersten Fassung war es einem Brief an Karl Kraus beigelegt, den ich zunächst vorlese:

„Innsbruck, 13. XII. 1913. Hochverehrter Herr Kraus!

In diesen Tagen rasender Betrunkenheit und verbrecherischer Melancholie sind einige Verse entstanden, die ich Sie bitte, entgegenzunehmen, als Ausdruck der Verehrung für einen Mann, der, wie keiner der Welt ein Beispiel gibt.“ *Nun das Gedicht in der zweiten, endgültigen Fassung:*

Ein Winterabend

Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.

Mancher auf der Wanderschaft
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
Aus der Erde kühlem Saft.

Wanderer tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.

An diesem Gedicht möchte ich zunächst zeigen, wie Georg Trakl die Maxime seines französischen Vorbilds Paul Verlaine verwirklicht hat. Verlaine schrieb in einem langen Gedicht über die Dichtkunst im allerersten Vers: „*De la musique avant toute chose*“ – Vor allem Musikalität!

In Versen ist die Musikalität vor allem im Klang der Vokale und Konsonanten zu hören. Hören wir noch einmal die erste Strophe:

Im ersten Vers klingt Schnee wie N und F und E:
Im zweiten Glockenklang wie L und A und O:
Im dritten der Tisch wie E und I:
Und dann der Wohlklang aller Vokale:

*Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.*

Das Gedicht beschreibt den Weg eines Menschen aus dem Dunkel ins Licht in drei Schritten.

In der ersten Strophe die Vorbereitung: Wenn der erste Schnee fällt, werden die Häuser auf Weihnachten vorbereitet, vor allem das Haus Gottes, die Kirche, wo „*vielen der Tisch bereitet ist*“.

„*Mancher auf der Wanderschaft*“ ist „*auf dunklen Pfaden*“ gegangen und erinnert sich im Dezember an seine Heimat. Er kehrt zurück wie der verlorene Sohn und sieht „*den Baum der Gnaden*“, den Christbaum, der auch im Winter „*blüht*“. (Strophe 2)

Doch die Reue tut weh, man hört den Schmerz im „sch“, im „e“ und im „i“: „*Schmerz versteinerte die Schwelle*“. Doch dieser Schmerz vergeht, deshalb die Vergangenheitsform „versteinerte“, wobei die letzte Silbe einen metrischen Akzent trägt: *Schmerz versteinerte die Schwelle*.

Ich habe dieses Gedicht seit 50 Jahren immer wieder aufgesagt, aber erst vor drei Tagen ist mir aufgegangen, was im letzten Wort dieses Gedichts mitklingt: *Auf dem Tische Brot und Wein*.

Was tut der Wanderer, als er seine Irrwege bereut und den auch für ihn mit Brot und Wein gedeckten Tisch vor sich sieht? Er weint. (Strophe 3)

Das andere Geheimnis dieses Gedichtes habe ich auch erst vor kurzem entdeckt, im Vergleich mit Nietzsches Gedicht „Vereinsamt“. Bei Nietzsche verläßt einer kurz vor dem Winter seine Heimat und seinen Glauben und geht auf Winter-Wanderschaft. Nietzsche hat sich übrigens immer wieder als Wanderer gesehen: ein genuin christliches Bild, der Mensch als „homo viator“ auf dem Lebensweg, als wandernder Mensch. Wohin aber und wie lange wird dieser Wanderer unterwegs sein? Doch nicht ewig wie der ewige Jude!

Auch Georg Trakl hat sich in seinem kurzen Leben weit von seiner Kindheit und Jugend in Salzburg entfernt, auch er hat sich in seinen Gedichten als Wanderer gesehen. In diesem Gedicht kehrt jemand zurück von einer Wanderschaft „auf dunklen Pfaden“.

Insofern ist Trakls „Winterabend“ wie eine Antwort oder eine Fortsetzung zu Nietzsches Gedicht „Vereinsamt“. Möglicherweise war das auch Trakl bewußt. Ich sehe fünf Beziehungen:

Bei Nietzsche: <i>Vereinsamt</i> –	bei Trakl die Gemeinschaft: <i>Vielen ist der Tisch bereitet.</i>
Nietzsche: <i>Bald wird es schnein</i> –	Trakl: <i>Wenn der Schnee ans Fenster fällt.</i>
Nietzsche: <i>Winter-Wanderschaft</i> –	Trakl: <i>Wanderschaft auf dunklen Pfaden</i>
Nietzsche: <i>Versteck dein blutend Herz</i> –	Trakl: <i>Schmerz versteinerte die Schwelle</i>
(in der 1. Fassung hieß es sogar: <i>Seine Wunde voller Gnaden / Pflegt der Liebe sanfte Kraft</i>)	
Nietzsche: <i>Weh dem, der keine Heimat hat</i> –	Bei Trakl die Rückkehr: <i>Wanderer tritt still herein</i>

Trakl hätte auch schreiben können: *Still der Wanderer tritt ein*, aber er läßt den Artikel weg. Deshalb könnte man nach *Wanderer* auch eine Pause machen und dann den Satz als Aufforderung verstehen: *Wanderer, tritt still herein!*

Abschließend darf ich beide Gedichte noch einmal lesen, als Beispiele für meisterhafte Verskunst und als Beispiel eines Gesprächs zweier Dichter über den Tod hinaus. Der Wanderer kehrt heim, der Kreis schließt sich. Trakl holt sozusagen für einen Abend Nietzsches *Wanderer* nach Hause:

Friedrich Nietzsche: *Vereinsamt*

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein –
Wohl dem, der jetzt noch – Heimat hat!

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist Du Narr
Vor Winters in die Welt – entfloh'n?

Die Welt ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
Was du verlorst, macht nirgends halt.

Nun stehst du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüstenvogel-Ton! –
Versteck, du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein. -
Weh dem, der keine Heimat hat!

Georg Trakl: *Ein Winterabend*

Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.

Mancher auf der Wanderschaft
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
Aus der Erde kühlem Saft.

Wanderer tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.

P.S. Erlauben Sie mir zum Schluß als Überleitung zum fröhlichen Gespräch noch eine Bemerkung zu meiner Beziehung zu Vorarlberg und Georg Trakl vor 50 Jahren. Im März 1961 nahm ich an einem Einkehrtag südlich von München teil. In den Pausen zwischen den Vorträgen wandelte ich durch den Park von Schloß Fürstenried und dichtete. Wie dichtete ich? Wie Georg Trakl, dessen Gedichte damals meine Bibel waren. Vier Gedichte im Trakl-Ton schickte ich dann nach Bludenz an meine Patentante Ida Gassner. Und was bekam ich von ihr als Lohn für meine Verseschmiedekunst? 100 Mark, damals sehr viel Geld.

Auf diese Weise hat das Handwerk des Lesens sich zum ersten Mal positiv auf das Handwerk meines Lebens ausgewirkt. Der Ausdruck „Handwerk des Lebens“ stammt übrigens von Cesare Pavese, der sein Tagebuch „Das Handwerk des Lebens“ genannt hat. Die Lebenskunst muß nämlich auch gelernt werden – wie die Kunst des Kochens und die Kunst des Essens. Nun also guten Appetit beim Fünf-Gang-Menü mit Brot und Wein in der Krone von Hittisau! --- (ca. 16 340)

3. Das Handwerk des Lesens als Beitrag zum Handwerk des Lebens, gezeigt an Thomas Hürlimanns Erzählung „Onkel Egon“

„Handwerk des Lebens“? Was soll das heißen? Cesare Pavese hat sein Tagebuch von 1935 bis 1950 „Das Handwerk des Lebens“ genannt: „Il mestiere di vivere“. Leider ist ihm die Lebenskunst nicht so gut gelungen wie die Dichtkunst. Am 27. August 1950 nahm er sich das Leben, vier Monate vor der Geburt von Thomas Hürlimann.

Ich beginne mit zwei Anekdoten zum Handwerk des Schreibens. Thomas Hürlimann, geboren am 21. Dezember 1950 in Zug, besuchte ab 1961 die Stiftsschule in Einsiedeln. Etwa im Herbst 1966 wurde er zusammen mit seiner Klasse ins Freie geführt und aufgefordert, einen Aufsatz zu schreiben über das, was er dort sah. Als die Aufsätze eine Woche später herausgegeben wurden, holte ihn der Benediktiner-Pater nach vorn und sagte: „Gib zu, daß du den Aufsatz abgeschrieben hast!“ Thomas widersprach, wurde dann noch einmal aufgefordert, seine Schuld zuzugeben, und schließlich gezüchtigt. Damals beschloß er, Schriftsteller zu werden.

Aber das Handwerk des Schreibens ist schwer zu lernen. Mehr als zehn Jahre lang schickte er Texte an Theater, Zeitungen und Verlage – ohne Erfolg. In dieser langen Lehrzeit wollte er von den Klassikern lernen, wie man Texte so schreiben kann, daß der Leser weinen muß. Zum Beispiel schrieb er ein trauriges Kapitel aus Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ ab, etwa 15 Seiten mit seiner schönen Handschrift. Damals bekam er Besuch von seiner Freundin Ute, die ihn verlassen wollte. Er wich in die Küche aus, sie fand im Arbeitszimmer sein neues Manuskript über „Annas Tod und Begräbnis“, las es und weinte. Dann sagte sie: „Du bist zwar ein Riesenarschloch, aber schreiben kannst du!“ Inzwischen kann auch er sehr gut schreiben, was man merkt, wenn man gut lesen kann.

Wenn ich diese Geschichte im Deutschunterricht bespreche, dann verteile ich sie auf einem Faltblatt mit vier Seiten, die nach und nach entfaltet werden. Ich gebe den Schülern den Text des ersten Teils und bitte sie, den Text leise zu lesen und zu überlegen, was sie nicht verstehen, damit sie Fragen stellen können, die für uns alle wichtig sind. Was fragen sie am Ende dieser eineinhalb Episoden? Sie fragen (in Bayern jedenfalls), was ein Estrich ist. Diese Frage brauche nicht ich als Lehrer zu beantworten, es gibt immer einen Schüler, der weiß, daß der Estrich in der Schweiz den Speicher meint, auf dem Onkel Egon seine Modelleisenbahn fahren läßt. Am Abend trifft er sich dann mit „anderen Eisenbahnern“, vermutlich echten Bahnbediensteten, im Gasthof zum Adler. Wie alt ist Onkel Egon wohl? frage ich die Schüler. Einer rät bestimmt das Richtige: Onkel Egon war 1956, als diese Geschichte sich ereignete, etwa 30 Jahre alt. Im Sommer 1956 drohte wegen der Krise in Ungarn ein neuer Weltkrieg. Der kleine Thomas, geboren 1950 in der Schweiz, wußte natürlich nicht, was ein Krieg sein könnte. Jetzt lesen wir den ersten Teil laut:

Thomas Hürlimann (*1950): Onkel Egon (1992)

Seit Stunden fiel warmer Regen in den grünen Garten. Mein Großvater stand am Stubenfenster, sah auf die Kirschbäume hinaus und sagte plötzlich: »Alle großen Kriege haben im Sommer angefangen.«

Aus dem Estrich, wo Onkel Egon sein Studio hatte, war von Zeit zu Zeit ein Signalpfeiff zu hören. Also würde Onkel Egon vor seinem Gleistisch knien, eine rote Mütze auf dem Kopf, die grüne Kelle in der Hand und seine Schnell- und Güterzüge durch jene Landschaft fahren lassen, von der er, zum großen Ärger des Großvaters, behauptete, sie vermöge sich, genau wie die Natur, mit den Jahreszeiten zu verwandeln. Im Winter überstreute er sie mit weißem Pulver; nun war es Sommer, und die runden, von Schlössern gekrönten Hügel, zeigten ihre Bespannung, den grünen Filz.

»Großvater«, sagte ich, »was ist das – Krieg?«

Nach dem Abendessen verließ Onkel Egon das Haus, um im Adler ein Bier zu trinken und mit anderen Eisenbahnern, wie er sagte, »Erfahrungen auszutauschen«.

Draußen funkelte die Abendsonne durch die tropfenden Bäume und Blätter. Die Großmutter kauerte im Salatbeet und schnitt die Schnecken mit der Gartenschere entzwei.

»Muß dem Kleinen etwas erklären«, rief ihr der Großvater zu.

Bevor wir weiterlesen, frage ich meine Schüler, warum Thomas Hürlimann erzählt, daß die Großmutter die Schnecken entzwei schneidet. Er könnte ja auch erzählen, daß die Vögel zwitschern oder daß die Rosen duften ... Wie wirkt diese Szene, wenn sie so erzählt wird, auf den Leser? Brutal! Wie geht die Geschichte weiter? Was will Großvater dem Enkel erklären?

Wir stiegen ins Studio hinauf. Über Onkel Egons Landschaft schwamm die Dämmerung, die Bahnhöfe lagen im Schatten, die Lämpchen waren gelöscht, die Züge standen still.

Plötzlich ein Knirschen. Der Großvater, zum Riesen geworden, stand mitten im Gelände, nun bückte er sich, packte die schwarze Dampflokomotive und warf sie aus dem Fenster. »So!« sagte er.

Wir stiegen hinab und traten vor das Haus. Die Räder mit den roten Speichen, die Pleuelstangen, der Kohlentender - alles lag zerschmettert vor dem Eingang. »So«, sagte der Großvater, »im Krieg sieht alles so aus. Die Dinge sind kaputt, die Menschen verwundet.«

Nachts hörte ich Lärm, Gepolter, Schreie. Was war los? Am Morgen wurde ich später als üblich geweckt, es gab keine Ovomaltine⁴, der Großvater war nicht im Haus. Lange strich ich von Zimmer zu Zimmer. Draußen das Gezwitscher der Vögel, das Elfuhrläuten der Kirche, ein Sommertag. Ein Sommertag? Ich erschrak. Hatte der Krieg angefangen? Die Großmutter saß an Onkel Egons Bett und versuchte, ihm Tee einzulöffeln.

Jetzt stelle ich meinen Schülern zwei Fragen: Warum ist Großvater am nächsten Morgen nicht im Haus? Und was bedeutet das erste und was das zweite und dritte „So!“ Er ist nicht zu Hause, weil er einem offenen Konflikt mit seinem Sohn ausweicht, auf den er wütend ist, weil er noch immer mit der Eisenbahn spielt statt zu arbeiten. Deshalb ist das erste „So!“ ein Ausruf der befriedigten Rachsucht, während das zweite und dritte „So“ zu der Erklärung überleiten, was ein Krieg ist.

Und noch eine Frage: Was hat der Großvater erklärt? Welchen Krieg? Ein Schüler kommt immer darauf: Der Großvater hat weniger dem Enkel als seinem Sohn den Krieg erklärt. Genauer gesagt: Er hat nicht den Krieg erklärt, sondern er hat ihn ohne Erklärung begonnen, mit einem Überfall in Abwesenheit des Sohnes, der jetzt schwer verwundet im Bett liegt.

Wie aber geht es jetzt weiter? Kein einziger Schüler hat es je erraten, und das zeigt das Genie von Thomas Hürlimann. Wenn das Weitere vorhersehbar wäre, wäre die Geschichte vermutlich langweilig. Übrigens: Bis hierhin ist die Geschichte authentisch, jetzt folgen zwei Episoden, die erfunden sind, aber konsequent erfunden sind:

Ein paar Tage danach kam Cousine Jocelyne zu Besuch. Sie meinte stolz, man werde ihr demnächst eine Zahnsperre einsetzen, auch war sie zufällig dabeigewesen, als Reto Hux eine lebende Maus verspiesen hatte - »Gott, war das eklig!« stöhnte Jocelyne -, und natürlich stand sie auf der Liste für Daisy Enderlins Geburtstagsparty. »Und du, alter Knabe?«

Ich war ziemlich verlegen. Der Großvater und ich hatten die Kirschen gepflückt, mehr gab es nicht zu berichten.

»Weißt du, was das ist - ein Krieg?«

»Ja, aber gewiß doch«, log Jocelyne.

Ich rannte ins Studio hinauf, sie hinter mir her, dann zertrat ich ein Perrondach, nahm den Schlafwagen und warf ihn aus dem Fenster. »So«, sagte ich, »im Krieg sieht alles so aus.«

Wieder war mitten in der Nacht der tobende Onkel Egon zu hören, er heulte, er schrie, und wieder lag er am andern Morgen im Bett. Man hatte ihm eine eisgefüllte Gummihaut auf den Kopf geschnallt, und der Onkel, obwohl man die Vorhänge gezogen hatte, trug eine Sonnenbrille mit runden Gläsern.

»Ist er verwundet?«, fragte ich leise.

Der Großvater nickte. Sein armer Sohn Egon, meinte er schließlich, komme mit dem Leben nicht zurecht.

Warum kommt der arme Onkel Egon mit dem Leben nicht zurecht? Wenn einer sein Leben lang alle Mißerfolge den Eltern zur Last legen will, finden wir das übertrieben. Hier aber wird an einem Beispiel deutlich, wie ein Vater den Sohn statt ihn zu stützen noch weiter ins Unglück stürzt. Und nicht nur ihn. Er hat auch seinen Enkel auf dumme Ideen gebracht. Das erinnert mich an Seneca, der am Anfang seines Buchs *Vom glücklichen Leben* schreibt: „Niemand irrt nur für sich allein, man ist auch Grund und Urheber fremden Irrtums.“

Wie aber geht es weiter? Jetzt gibt es den einen oder anderen Schüler, der das Folgende errät, nicht aber das Ende der Geschichte, das wiederum authentisch ist:

In diesem Augenblick näherte sich eine lärmende Horde dem Haus. »Hallöchen!« rief Jocelyne, »ich hoffe, ihr habt nichts dagegen, wenn ich Reto und Daisy kurz erkläre, was ein Krieg ist.«

Sie stürmte das Treppenhaus hinauf; der Großvater verzog sich in den Obstgarten, ich folgte ihm.

Jocelyne ist heute eine bekannte Wirtschaftsanwältin, und ich weiß nicht, ob sie meinen Gruß auf der Straße erwidern würde. Mit Onkel Egon verband mich eine lebenslange Feindschaft. Als er starb, mußte meine Mutter seine Wohnung räumen. Alle Schränke und Schubladen waren mit kleinen Papiertüten vollgestopft, und so erfuhren wir, daß Onkel Egon im Alter Samen gesammelt hatte - Samen von Blumen aus aller Welt.

Das Handwerk des Lesens als Einübung in das Handwerk des Lebens? Das gilt doppelt. Das gilt zunächst, weil es keine bessere Methode gibt, um das Denken zu lernen und zu üben. Ich zitiere hier meinen Lieblingssatz über das Lesen, den der britische Publizist und Politiker Joseph Addison vor 300 Jahren formuliert hat: „Was der Sport für den Körper ist, ist das Lesen für den Geist – Reading is to the mind what exercise is to the body.“

Und wie beim Handwerk und beim Sport wird man immer besser, je mehr man sich übt. Beim Sport sind Übungen mühevoll wie Fingerübungen am Klavier. Lesen aber ist ein geistiges Handwerk, das man perfektioniert, indem man liest. Der Genuß des Lesens ist zugleich Übung, die aber nicht als Übung bemerkt wird. Lesen ist eher wie Tanzen oder Singen. Die Freude des Lesens ist zugleich, ohne daß wir es merken, eine Trainingseinheit für unseren Geist.

Das zweite ist manchmal noch wichtiger. Gute Literatur ist immer auch nebenbei ein Beitrag zur Welt- und Selbsterkenntnis. Was können die jungen Leute an dieser Erzählung von Thomas Hürlimann erkennen? Sie sehen, wie Kriege entstehen, Kriege in der großen Politik wie in der kleinen Familie. Und wie Gewalt sich ausbreitet, bis sie am Ende einen Menschen niederdrücken kann.

Die Frage, die ich den Schülern am Ende stelle, ist die Frage nach Onkel Egons später Sammel Leidenschaft. Was sollen die Blumensamen aus aller Welt? Auch hier weiß der eine oder andere Schüler eine Antwort. Die Blumensamen sind wie sein Leben. Er ist zu lange Kind geblieben, konnte sich nicht entfalten und aufblühen. Aber sein Neffe hat ihm ein Denkmal gesetzt. Und wir als die Leser können darüber nachdenken, was wir tun können, damit unser eigenes Leben zur Entfaltung kommt und wie wir anderen dabei helfen können, daß sie sich entfalten.

Der Beruf des Lehrers, den ich hatte, ist auch deshalb so schön, weil man manchmal zur Entfaltung eines jungen Lebens beitragen kann. Zum Beispiel dadurch, daß man den jungen Leuten vermittelt, das das Lesen ein Handwerk ist, das zu lernen sich immer lohnt. (11 297)